

Sucht, Sehnsucht, Suche?

Vom Drang nach Tätowierungen



von Tobias Lobstädt

In Gesprächen mit tätowierten Jugendlichen taucht mitunter das Thema Sucht als Erklärungsansatz für den Erwerb ihrer Tätowierungen auf.

Dabei bleiben Beschreibungen suchtspezifischer Aspekte und Verhaltensweisen oftmals aus. Wenige Parallelen lassen sich in diesen Aussagen zu denjenigen Berichten finden, die von Abhängigen anderer Suchtformen geschildert werden. Wenig verweist auf den übermächtigen und wiederkehrenden Zwang, der das ganze Denken, Fühlen und Handeln einer Person mit dem Ziel der dauerhaften Hingabe und Suchterfüllung dominiert. Ob sich in dieser weitgefassten Definition eine Tattoo-Sucht beschreiben lässt und welche Sehnsucht oder Suche die Tätowierten zu einer Fortsetzung ihrer körperlichen Gestaltung drängt, soll im Folgenden skizziert werden.

Im Jahr 2011 wurde eine Forschungsarbeit veröffentlicht, die junge Erwachsene im Alter zwischen 20 und 30 Jahren zu ihren Tätowierungen befragte.¹ Einige der Interviewten trugen lediglich eine einzelne Tätowierung, bei der sie es belassen wollten. Andere waren mehrfachtätowiert und sprachen davon, ihren Körper auch in Zukunft mit weiteren Tattoos zu schmücken. Von 20 Jugendlichen, die in ausführlichen Gesprächen von ihren Tätowierungen erzählten, erwähnten fünf den Begriff »Sucht« unaufgefordert im Zusammenhang mit ihren Tattoos.

So berichtet ein 28-jähriger Student, der eine einzelne Tätowierung trägt, dass er beim ersten Kontakt mit der Tätowierernadel regelrecht angefixt wurde:

»Im Nachhinein musste ich mir auch sagen, das ist was, das machst du auch wieder. Weil das ist so `ne gewisse Sucht, die da auf einen zukommt. Hm, da muss man sich schon im Klaren darüber sein.« (4m, Z. 172-175)«

Wesentlich zahlreicher als dieser Befragte, ist eine 23-jährige Studentin tätowiert, die schrittweise Tattoos an Rücken und Schulter erweitert sowie einige Piercings trägt. Für sie haben die Wiederholungen mit drogenähnlichen Substanzen zu tun, die ihr Körper bei den Sitzungen in der Erfahrung von Aufregung und Schmerz ausschüttet:

»Man merkt halt diese Glückshormone. Klar, man schiebt das halt auf die Tatsache ähm ich hab mich so lange auf das Piercing oder das Tattoo gefreut, dass ich deshalb so glücklich bin. Aber es ist gar nicht so. Es (ist) wirklich so, dass der Körper halt dieses Adrenalin - diese bestimmte Sorte Adrenalin ausstößt - und man dadurch halt wirklich ähm süchtig wird.« (20w, Z. 249-254)

Die Studentin rückt die Tätowierung in die Nähe einer stoffungebundenen Sucht nach körpereigenen Psychotropika, wie sie bei der Glücksspielsucht auftritt. Bei dieser Suchtform steigt die Herzfrequenz und mit großer Wahrscheinlichkeit werden dabei β -Endorphine ausgeschüttet. Vergleichbar ist, dass auch beim Tätowieren körpereigene Opiode freigesetzt werden können und diese – wie beim Spieler – eine euphorisierende und darüberhinaus eine schmerzsenkende Wirkung haben.

Eine 20-jährige Studentin, die zwei Tätowierungen im Hüftbereich sowie Piercings trägt, verknüpft das Motiv der Sucht mit der Frage nach dem Schmerz:

»Also eigentlich, ich fand es macht schon ein bisschen süchtig. Sowohl das Geräusch – ich mag das Geräusch von der Tätowierernadel – und also es tat wirklich nicht weh. Ich dachte, jetzt wenn es auf dem Knochen ist oder auf der Hüfte unten, da ist zum Teil auch dünne Haut, dann dürfte das scheiße wehtun. Hatte schon tierisch Panik vor dem Schmerz – aber das Schlimmste was war, war so, wie wenn man von `ner Katze gekratzt wird.« (17w, Z. 51-57)

Auch hier bleibt die Beschreibung des

Suchthaften oberflächlich. Das »bisschen süchtig« assoziiert die Befragte mit dem Geräusch der Tätowierernadel und wechselt dann zur Beschreibung ihrer Angst vor dem Schmerz. Vielleicht haben auch hier Endorphine ihre Schmerzgrenze erhöht. Die Bemerkung zur Sucht entspricht aber nicht annähernd dem, was ein Spielsüchtiger zu diesem Thema zu sagen gehabt hätte. Der Realitätsverlust, das Zwanghafte und die sozialen Konsequenzen bleiben ungeschildert.

Bezogen auf eine Manifestation von Sucht nach körpereigener psychotroper Wirkung ist für den Suchtforscher Gerhard Meyer die Art der Integration in den gesamten »psychischen Haushalt« entscheidend.² Diskutiert man Tätowierungen weiter im diagnostischen Kontext, so lassen sich zwei Aspekte festhalten, die gegen eine Tattoo-Sucht sprechen. Das Erlangen eines Glücksgefühls durch die körpereigenen Drogen scheint zum einen bei einer Tätowiersitzung nicht recht steuerbar und ist weiterhin über andere Praktiken viel einfacher verfügbar. Bezogen auf die Träger einzelner oder mehrfacher Tätowierungen, scheint ein Perspektivwechsel bessere Erklärungen zu liefern.

Einen Hinweis hierzu bietet die Bezeichnung der Tätowierung als »Sehnsuchtsschrift«. Bemerkenswert ist dabei, dass das Wort »Sucht« auf das mittelhochdeutsche »suht« zurückgeht, welches ursprünglich eine körperliche Krankheit bezeichnete und ab dem 13. Jahrhundert auch auf seelische Störungen und sittliche Verstöße übertragen wird. So finden sich Begriffe, wie Fallsucht (»vallunde suht«), sündige Sucht (»suntono suhti«) oder Sehnsucht (»seneder süchte«) im etymologischen Grenzbereich ihrer Bedeutung von Siechtum und Krankheit, aber auch Suche und Drang.³ Bei der Erklärung des Drangs zur fortgesetzten Tätowierung lassen sich sowohl Momente der »Sehnsucht«, als auch einer »Gefallsucht« feststellen. Die anfangs genannte Studie betrachtet die »Sehnsucht« mit einem Blick in die Sozialgeschichte der Tätowierung und untersucht das Phänomen im Rahmen des Theatralitätskonzepts. Dem zweiten Aspekt »Gefallsucht« widmet sich die Arbeit anhand der Narzissmustheorie.

Die Geschichte der nachmodernen

Tätowierung, so wie sie sich bis heute in den industriellen Gesellschaften fortschreibt, ist maßgeblich durch Forster, Bougainville und Cook und ihren Südseeberichten beeinflusst. Sie treffen in Europa auf die Rousseau'sche Vorstellung vom »homme naturel«. Die Tätowierung wird zum Zeichen der Trauer um den Verlust des Paradieses. Sie steht für die Südsee-Sehnsucht, die sich vor dem Hintergrund der Industrialisierung in eine abendländische Ikonografie transformiert. Als Tribal der »modern primitives« kehrt sie schließlich im modischen Ethnodesign zurück, um neben anderen Stilausprägungen der verschiedenen Jugendkulturen auch das aktuelle Bild einer Tattoomode im Spannungsfeld von Körperkontrolle und korporalem Inszenierungsdrang zu bestimmen. Das Tattoo zeigt die Individualität des Trägers an, markiert seine Gruppenzugehörigkeit oder gilt als schmückendes Prestigezeichen. Dabei unterscheidet sich die Tätowierung von anderen korporalen Zeichensystemen. Sie ist unmittelbar in den eigenen Körper geschrieben; ihr wird ein Teil der äußerst beschränkten Ressource Haut zuteil; sie ist dabei unter Schmerzen erworben und für immer in diesen Eigenschaften lesbar.

Hiernach erfordert eine Untersuchung die selbsttheoretische Betrachtung, um so intrapersonelle Sinnbezüge zu erschließen und zu Erkenntnissen zu gelangen, die jenseits der Argumentationslinien (bspw. der Sucht) der Betroffenen liegen. Im Zusammenhang mit dem Schlagwort »Gefallsucht« lassen sich in Anlehnung an das Dreisäulenmodell des Psychoanalytikers Stavros Mentzos drei Typen von Mehrfachtätowierten bilden, die eine Stärkung des Selbstwertgefühls in der

narzisstischen Homöostase anstreben: durch die Suche nach Spiegelung (I), nach Identifikation (II) und nach Anerkennung (III). Bei einer Typenbildung werden mit dem Typus I die Stärkung des Selbstwertgefühls durch Spiegelung mittels der Tätowierung als Individualitätszeichen beschrieben. Deutlich wird hierbei, dass die Spiegelung als Quelle zur Speisung des Selbstwertgefühls den stärksten Anteil einer Suche nach direkter Kommunikation beinhaltet und die Tätowierung zu einem Anlass von Kontaktaufnahme und Auseinandersetzung wird. Der Typus II stellt die Stärkung des Selbstwertgefühls durch Identifikation mittels der Tätowierung als Zugehörigkeitszeichen dar. Attraktivität ist bei diesem Typus auf die relevanten Anderen bezogen und orientiert sich an Idealbildern der Szene, Gruppe und Altersklasse. Die Tätowierung ist Generationsobjekt, Symbol der Initiation, steht für den Habitus der Gleichgesinnten und vergegenwärtigt die Gruppe. Das Zeigen oder Verhüllen der Tätowierung ist stark an den Rollenkontext geknüpft. Die Stärkung des Selbstwertgefühls durch Anerkennung mittels der Tätowierung als Prestigezeichen bildet sich im Typus III ab. Dabei ist zum einen der Begriff des Prestiges in der Rahmenorientierung der Tätowierten zu sehen und als Körperschmuck zu begreifen. Zum anderen steht der wiederholte Erwerb von Tätowierungen in Verbindung mit der Selbstdisziplinierung des Körpers, die eine Anerkennung der erbrachten Leistung einfordert. Hier maskiert sich oftmals ein bürgerliches Leistungsideal der Selbstverbesserung im Wunsch der Körpergestaltung durch Tätowierungen, wie es im Interview mit einer 24-jährigen

Mehrfachtätowierten anklingt:

»Also es sagen viele Tätowierte das ist 'ne Sucht. Also wenn du einmal angefangen hast, dann kannst du auch wirklich nicht mehr aufhören (...) Ich hab mir vorgenommen, bevor ich heirate (...) möchte ich meinen ganzen Rücken komplett ähm volltätowiert haben. So im japanischen Stil noch weiter (...) und dann ist erst mal Schluss.« (6w, Z. 82-87)

Eine Ähnlichkeit zu suchthaftem Verhalten besteht bei allen drei Typen in der wirksamen Stärkung des Selbstwertgefühls mittels der Tätowierung und einer Wiederholungshandlung, wenn die erlangte narzisstische Balance wieder ins Wanken gerät. Von einer Tattoo-Sucht zu sprechen, bedeutet hierbei aber eine inflationäre Entgrenzung des Begriffs. ■

[1] vgl. Lobstädt, T.: Tätowierung, Narzissmus und Theatralität. Selbstwertgewinn durch die Gestaltung des Körpers. Wiesbaden 2011

[2] vgl. Meyer, G.: Spielsucht – Theorie und Empirie. In: Poppelreuther, S./Gross, W. (Hg.): Nicht nur Drogen machen süchtig. Entstehung und Behandlung von stoffungebundenen Süchten. Weinheim 2000, S. 1-15

[3] vgl. Frank, H.: Sucht – ein schwieriger Begriff. In: Bartmann, U. (Hg.): Fortschritte in Lauftherapie, Bd. 3. Tübingen 2011, S. 11-23

Dr. phil., Dipl.-Päd. Tobias Lobstädt

arbeitet als Projektleiter und Publizist im Bildungs- und Wissenschaftsbereich. Weiterhin unterrichtet er als Lehrbeauftragter Bildungstheorien an der Fliedner Fachhochschule Düsseldorf. Lobstädt war lange Jahre als Medienpädagoge in der Erwachsenenbildung tätig. Er promovierte zum Selbstwertgefühl tätowierter Jugendlicher.

